

Blicke aus der untergegangenen jüdischen Gemeinde zu Gießen

von

Josef Stern

Dem Andenken an meine kleine Schwester ESTHER 1926 - ? 1942

In jeder festfundierte Gemeinschaft gibt es Typen, die von sich reden machen, gibt es Vorkommnisse, die belächelt, kritisiert, übertrieben und weitererzählt werden, und gibt es Hintergründe, die solche Reden und Erzählungen hervorrufen - erfreuliche und zumeist bedauerliche. Es entsteht die Anekdote, die, wenn unter die Lupe genommen, dokumentiert.

Die im nationalsozialistischen Terror-Regime untergegangene jüdische Gemeinde zu Gießen war eine festfundierte Gemeinschaft, hatte ihre Typen und ihre Geschichtchen. Die weitaus meisten der redenden und besprochenen Personen sind nicht mehr am Leben, und mit ihnen ist sicherlich auch so manche erzählenswerte Geschichte der Vergessenheit anheimgefallen. Was einem kleinen jüdischen Bub, der, erst fünfzehnjährig, aus Gießen hatte flüchten müssen, in Erinnerung geblieben ist, und was er andernorts noch über seine Gemeinde und ihre Menschen zu hören bekam und aus älteren und späteren Quellen ersah, soll hier aufgezeichnet sein, als Ergänzung zur Dokumentation der jüdischen Bevölkerung Gießens.

Frühe Feindschaft und Befürchtung

Gleich zu Anbeginn der Neuzeit erfuhr der religiös fundierte Judenhaß bei seiner Anwendung in Gießen einige Schlappen, denn die wenigen damals in der Stadt ansässigen Juden wehrten sich mutig gegen Zwangsmaßnahmen, und hielten standhaft an ihrer Religion fest. (Gegen die vielen Verordnungen anderer Art, wie finanzielle Sonderabgaben, wirtschaftliche Ausschaltungen und Vertreibungen konnten sie sich natürlich nicht wehren).

Martin Luthers anfängliche Verteidigung des Judentums ("Daß Jesus Christus ein geborener Jude sey", 1523) brachte nicht den von ihm erwarteten Erfolg der Massentaufen. Zornig darob, rief er zu intensiver Missionsarbeit und zu drastischen Schritten auf, die von Landgraf Philipp dem Großmütigen von Hessen und von seinen Nachfolgern teils hemmungslos zugelassen, teils aber auch, aus eigenen meist wirtschaftlichen Erwägungen heraus, toleranter gehandhabt wurden. Über hundert Jahre lang waren die Gießener Juden den von Theologen und Pfarrern, sogar von "besonderen Judenpredigern" militant geschürten und angewendeten Zwangspredigten ausgesetzt. Es hatte nichts genützt - Juden sind ein hartnäckiges Volk, so steht es schon in der Bibel. Wie sie sich verhalten hatten, darüber sagen die Quellen einiges aus.

In die Kirche mußten sie kommen, um sich von der alleinigen Heilslehre des Christentums überzeugen zu lassen. "Judenkonvente" nannte man diese Missionspredigten. Als man sah, daß viele Israeliten sich weigerten, eine Kirche zu betreten, verlegte man die erzwungene Teilnahme auch ins Rathaus. Aber auch dort blieben viele weg.

Nichtbefolgung des Erscheinungsbefehls war nur eine Form des protestierenden Widerstandes. Jüdische Leute, die doch hingegangen waren, verursachten Lärm bei christlichen Handlungen, und einige verstopften sich ostentativ die Ohren, so daß die sicherlich oft wütenden Bekehrungsversuche der Gießener Zeloten auf taube Ohren fielen. Einer dieser Kirchenmänner, der protestantische Prediger und Pfarrer Nigrinus, der von 1565 bis 1580 in Gießen tätig war, ereiferte sich mit seinen Streitschriften gegen die Juden derart, daß Ludwig IV. von Hessen-Marburg von seinem Bruder, dem Landgraf Wilhelm IV. von Hessen-Kassel, aufgefordert wurde, dem Pfarrer solche Schriften zu verbieten. Die Ursache zu diesem Einschreiten war weniger die Ausübung christlicher Nächstenliebe, als eine möglich erscheinende Befürchtung: die Unduldsamkeit der Katholiken gegen andere Religionsangehörige könnte gefördert werden, der junge Protestantismus könnte im Zuge der Gegenreformation ins Wanken geraten, und die wenigen Juden könnten imstande sein, "unsere Untertanen in ihrem christlichen Glauben irre zu machen und davon abzuführen". So heißt es in der Judenordnung von 1585.

In dem kleinen Städtchen an der Lahn, in dessen Mauern eine winzige Zahl von jüdischen Menschen lebte, erlebten die Einwohner und die Obrigkeit eine eindringliche, wenngleich nur zeitweilige Lebenserfahrung: Haß erzeugt - Angstvorstellungen!

Doch nicht nur passiven Widerstand leisteten die Gießener Juden, sie erfaßten sogar eine sich ihnen bietende Gelegenheit, ihre Meinung öffentlich kundzutun.

In der philosophischen Fakultät der Universität legte man den fortgeschrittenen Studenten auf, eine These öffentlich vor einer Hörerschaft darzulegen, und diese dann vor Gegenrednern zu verteidigen; dies alles auch in hebräischer Sprache. Kam da ein Herr D. Coelestinus Mislente und hielt eine hebräische Disputation wider die Juden in Gießen. Über das sich anschließende Wortgefecht berichtet Balthasar Schupp: "... da sind die gelehrte Juden von Franckfurt und Gießen kommen und haben ihm publice in hebräischer Sprache opponiret".

Bemerkenswert hierbei ist nicht nur, daß die ununterbrochenen angefeindeten Juden den Standpunkt ihrer Religion verteidigen konnten, sogar in einem akademischen Rahmen, sondern auch die Person des Übermittlers dieses Kuriosums Johann Balthasar Schupp, 1610 in Gießen am Marktplatz Nr. 11 geboren (ich übrigens auch, 311 Jahre später), war ein vehementer Judenhasser. In schwedischem Dienst hielt er die Festpredigt beim Westfälischen Frieden, doch als Pfarrer zu St. Jacobi in Hamburg ließ er sich in ganz gemeiner, widerwärtiger Sprache gegen

Manuel Texeira, den jüdischen diplomatischen Vertreter der schwedischen Königin Christina in Hamburg aus, wie auch gegen die Juden überhaupt. - Was er da über die Juden seiner Geburtsstadt schreibt, kommt einem fast wie ein Beifall vor!

KNAUSS, Erwin, Die jüdische Bevölkerung Gießens 1933-1945; eine Dokumentation. Wiesbaden, Kommission für die Geschichte der Juden in Hessen, 1974, pp. 9-10; 4. Aufl., 1987, pp. 19-20.

375 Jahre Universität Gießen 1607-1982, Geschichte und Gegenwart (Katalog der Ausstellung vom 11. Mai bis 25. Juli 1982), pp. 47, 118.

SILBERGLEIT, R., in jüdische Familien-Forschung, Manual Texeira, Heft 17, März 1929.

Mit Dank an Herrn Gad Landau, Haifa.

Gießener Gründe

Im 18. Jahrhundert schrieb ein entrüsteter Stadtvater unter ein Aufnahmegesuch: "Wir müssen in Prassilgen (Brasilien) leben, weil alles zu uns will."

Auch die Zünfte sträubten sich gegen Zuzug, aus Angst vor Konkurrenz.

Und die Gießener jüdische Gemeinde müßte auf einen Zuwachs verzichten, weil die abschlägige Antwort der Stadt einen höchst seltsamen Grund fand:

"... Das mußte auch eine Judenfrau erfahren, der man die Aufnahme in die Stadt verweigerte, weil sie wahrscheinlich an Nasenkrebs leidet, äußerst ekelhaft aussieht und daher für junge empfindsame schwangere Frauen dieser Anblick sehr bedenkliche Folgen haben dürfte".

Dr. EBEL, Geschichte der Stadt Gießen, in Wegweiser durch die Universitätsstadt Gießen und ihre Umgebung, Gießen, Emil Roth Verlag, 1907. Neue Ausgabe 1912/13, p. 58-59
Dieses Buch schenkte mir Frau Lilly Ben-David (Mannheimer) sel.

Buchstäblich bereichert

Die folgende Erzählung ist einer mundartlichen Sammlung, die in Gießen erschienen ist, entnommen. Wenngleich nicht unbedingt auf unsere Stadt gedichtet, haben die Gießener Juden, wie viele anderen, die hier besprochene Prozedur durchmachen müssen: die behördlich verordnete Annahme eines bürgerlichen Familiennamens.

De neu Name.

Vor hunnerd Johr — heut glaabt mr'sch nit —
do hatt noch jeder k'schre Jidd
an Name nor; aach jede Schicks
hieß Ruth, Rebekke — weiter nir.

Uff amol in dm Amtsblatt stiht,
deß jeder Jidd n Name kriecht.
Do hieß es nu: „Ihr Jidde laaft;
beim Amtmann werd-r jeh gedaaft!“

Os Isaacke — recht unbeliebt —
sich aach uffs Amtsgericht begibt.
Sei Fraa rief nooch: „Steck dr was ein!
Ich möcht gern haiße Lilienstein!“

Er toom zerick aach in-re Stund,
s Rebekke s kaum erwarte funnt.
„Wie haiße mr?“ rief se beglickt.
„Ei, Strinkert!“ saät ihr Mann bedrickt.

„Was, Strinkert? Bist meschugge Mann!“
Der Isak saät: „Was willste dann?
Sei froh, deß de den Name host —
zehn Gulde hot ds r gekost!“

Rudolf Dietz

Werner: „Mir lache als.“ 1. Folge.

Nach einer anderen Version hat ein Herr Steißeimer 20 Gulden für das t und das h bezahlt (es ist phonetisch zu verstehen).

1) Der Autor (geb. 1862), der mehreres Jüdische gedichtet hat, meinte hier "Mädchen" schlechthin.

Mir lache als. Eine Sammlung hessisch-fränkischen Humors, herausgegeben von Dr. Ferdinand Werner. Giessen, Emil Roth Verlag, 1934. 2. Aufl. 1936, p. 65.

Das Büchlein wurde mir von Frau Ursula Oelbermann, deren Familie mit der meinen seit unserer Kindheit befreundet ist, zur Verfügung gestellt.

Gesetz

Ein Jude ist verpflichtet, 248 Gebote und 365 Verbote einzuhalten und auszuführen, also 613 Obliegenheiten, von denen viele seinen Tagesablauf minutiös bestimmen und in ihrer Gesamtheit sein ganzes Leben formen und charakterisieren. Inwieweit sich ein Jude an alle hält oder in welchem Maße er (oder sie) Konzessionen macht, stempelt ihn (oder sie) heutzutage zum Anhänger entweder der orthodoxen oder der konservativen oder gar der progressiven, reformistischen Glaubensrichtung. Im einstmaligen Giessen waren solche Unterschiedlichkeiten - zu denen sich noch mehrere Nuancen gesellen - noch nicht ausgeprägt. Im allgemeinen waren die Leute religiöse, d.h. ausübende Juden, und wer doch ein wenig mit dem Zeitgeist ging, fand in Raw Benedikt Levi - in dessen Amtszeit die folgende Geschichte fällt - seinen Seelsorger. Dessen 1867 eingeweihte Synagoge in der Südanlage war "die Liberale", wurde von streng Gesetzestreuen jedoch abwertend "die Orgelsynagoge" genannt. Die Orgel war nämlich der Hauptgrund der Orthodoxen, sich von Rabbiner Levi abzuwenden und später eine Austrittsgemeinde mit eigener Synagoge in der Steinstraße zu gründen. Diese Rechtgläubigen befolgten die Religionsgesetze dem Buchstaben nach in voller Strenge, wie ihre Vorfahren es seit jeher taten. Was in der Bibel steht, und was rabbinische Verordnung, "Halacha" ist, muß befolgt werden.

Im Jahre 1852 kommt eine traurige Dame in Gießen an. Es ist Frau Löwenstein, die ein Dutzend Jahre zuvor mit ihrem Gemahl Hirsch nach den Vereinigten Staaten von Amerika ausgewandert war. Nun ist ihr Mann darüber verstorben, und sie hatten keinen Sohn. Da muß unweigerlich ein Gebot angewendet werden, wie es im Fünften Buch Moses, Kapitel 25, expressis verbis steht: Der Bruder des Verstorbenen muß die Witwe ehelichen. Weigert sich aber der Schwager, dies zu tun, ist eine Zeremonie zu vollziehen, derentwegen die Witwe Löwenstein die lange Schiffsfahrt über den Atlantischen Ozean zurück nach Gießen hat machen müssen. Vor Zeugen muß sie einen Schuh vom Fuß des Eheverweigerers ziehen, muß vor seinem Antlitz auf den Boden spucken und sagen: "So geschehe dem Mann, der das Haus seines Bruders nicht erbaut." Daraufhin hat sich Frau Löwenstein wieder nach Amerika eingeschifft. Die biblische "Chaliza" hat sie und ihren Schwager von einer aufgezwungenen, vielleicht sogar beiderseits unerwünschten Leviratsehe entbunden. Der Grund dieses Gesetzes aber war ursprünglich ein ausgesprochen sozialer zum Schutze der Frau.

So waren die Gießener Juden und die des Umkreises. Nicht zu verwundern, daß eine solche Gemeinschaft starrer Strenggläubiger in ihrem religiösen Enthusiasmus den jahrhundertlang währenden Angriffen gegen sie standhalten konnten.

Gießener Gassen - Geschichten

Unter den Erinnerungen aus seiner Jugend- und Schulzeit nennt Louis Frech (1858-1936) mehrere jüdische Personen und auch Begebenheiten. Ein Gruppenbild, wohl um die Jahrhundertwende, zeigt Angestellte der Firma Heyligenstaedt, von denen einer Herzberger und ein anderer Grüneberg heißt (p. 19). Auf der abgebildeten Stammtischplatte der "Union 1873" sind Dutzende von Mitgliedernamen säuberlich eingeschnitten; jüdische Namen sind von Antisemiten zu beseitigen versucht worden, sind aber immer noch lesbar. Der Tisch steht jetzt im Dach-Café und wird von der Besitzerin, Frau Erika Bliedung, die mir dies berichtet hat, treu bewahrt (p. 26). Louis Frech erwarb 1907 das Haus in der Ludwigstraße 18 von Ganss Scholum (sic), der in der großen Dokumentation "Die jüdische Bevölkerung Gießens 1933-1945" von Erwin Knauß unter Nr. 257 aufgeführt ist (p. 21). Weitere jüdische Namen sind Alteisenhändler Rothenberger (p. 166), Metzger Kessler vom Neuenweg (p. 207) und Hausbesitzer Wetterhahn, Grünstein und Rosenbaum in der Liebig- und Bahnhofstraße (p. 193).

Von geschichtlicher Bedeutung ist die sonst nirgends noch aufgezeichnet gefundene Existenz einer israelitischen Elementarschule, die am Burggraben in einem Häuschen untergebracht war, das zum Café Ebel gehörte. Der dort tätige Lehrer hieß Arje Löb Rosenthal (p. 48).

Ein beträchtlicher Teil der Erinnerungen führt uns das Treiben im alten Gießen vor Augen. Da spielen sie mit Kastanien und warfen diese flach über die Pflastersteine am Kreuzplatz. Eine trifft, unbeabsichtigt, den vorbeigehenden jüdischen Bürger Elias Meier am Kopf. Da reißt die ganze Bande fluchtartig aus und gewahrt in der Judengasse ein ihnen unbenutzt erscheinendes Haus. Bedauerlicherweise, so Frech, kam ihnen das Verlangen auf, die Kastanien mittels Bombardement der Fensterscheiben loszuwerden. Ein Nachbar kam und schimpfte, und wieder liefen die Buben weg. Prahlerei ob der Heldentaten wechselten mit "Ehme" (Angst) vor dem Bevorstehenden, mancherorts wurden unausgezogene Kleider ausgeklopft, denn die Gießener Väter waren in Bestrafung von Ungezogenheiten solidarisch (pp. 109/110).

Noch einmal kommt die Rede auf den Makler Elias Meier, der als ein gutmütiger, behäbiger Mann mit immer freundlichem Gesicht geschildert ist. Im Jahre 1866 kommt Franz Knie, ein Vorfahr der von Carl Zuckmayer so schön beschriebenen Seiltänzerfamilie der Katharina Knie, nach Gießen und wird Idol der Buben. Bei einem weiteren Besuch tänzelt er hoch über dem Kreuzplatz. Da hört man Elias Meier sagen: "Iwwer dem Sail laaf ich aach!" Das greifen die Buben auf, und wann immer Herr Meier am Kreuzplatz in ihre Sicht kommt, rufen sie im Chor "E-li-aaas!" Er bleibt stehen und hört von hinter ihrem Versteck "Iwwer dem Sail laaf ich aach!" Da sagt er: "Schmus, soll ich mer ärjern; es leit mer uff!" - und geht weiter (p. 130).

Ein anderer Bösen-Bubenstreich betraf den "alten Kleiderjuden" Awwele Beyfuss. "Der Mann trübte kein Wässerchen, brachte sich und seine Familie schlecht und recht durch, reizte aber durch seine eigentümliche Sprache mit ausgeprägt jüdischem Jargon, überhaupt durch sein

ganzes Wesen, die Spottlust der Jungen". Diesem guten Mann also wollten sie in ihrem Übermut ein Ständchen bringen. So zogen sie über die Mäusbürg durch das enge Judengäßchen. Auf ihrem Weg sprangen sie alle über einen Stein, der ein Kanalloch mitten in der Judengasse verdeckte, denn da soll, nach einer blödsinnigen und von niemandem geglaubten Überlieferung, ein Jude begraben sein. Vor Awweles Haus, gegenüber der Dreihäusergasse, begannen sie, Lieder zu singen. Der Mann kam ans Fenster und sagte schmunzelnd und wohlgefällig: "Wart, es kriegt jeder ebbes!" - und reichte den Buben Äpfel, was diese mit dreimaligem Hurra quittierten. Dann aber bemächtigte sich der Bande etwas arg Häßliches, von Frech selbst "nicht schön und schnöder Undank" bezeichnet; die Lausbuben gröhlten: "Der Bismarck kommt geritte, die Zeitung in der Hand, o weh ihr arme Jidde, die Cholera is im Land!" Der also Verspottete und Beleidigte reagierte schnurstracks, indem er einen Kübel Wasser über die Bande ausschüttete. Bevor diese wieder Reißaus nahmen, fielen sie über den Leopold Beyfuss her, "der sich tapfer seiner Haut wehrte und dadurch mächtig in unserer Achtung stieg" - so erinnert sich Louis Frech. In Gießen aber hieß es anderen Tages, die Buben hätten sich vom Awwele Beyfuss noch einmal taufen lassen (pp. 142/143).

Nicht nur die Kinder trieben Unfug, auch die Erwachsenen konnten ihn bisweilen nicht lassen, denn der Gießener besaß einen Hang, andere zu verspotten, was mit seinem Verfügen über eine gute Dosis Humor kommentiert wird. Wohnte da anno 1869 auf dem Asterweg ein jüdischer Schreibwaren- und Drucksachenhändler namens Eduard Spier, ein braver und gutmütiger Mann. Leider aber hatte er von Geburt an einen Schönheitsfehler - auffallend dicke, wulstige und aufgeschwollene Lippen; daher nannten ihn die Gießener den "schönen Eduard", und bedachten ihn, ohne es argwöhnisch zu meinen, mit einem schillernden Verschen:

Gefährlich ist's, den Leu zu wecken,
Verderblich ist das Tigertier,
Doch das Schrecklichste der Schrecken
Das ist ein Kuß vom Eduard Spier.

(p. 180)

Geschichten aus Gießen von und mit Louis Frech, 1858-1936. Gießen, Union Gießen 1873 und WTB (Wort - Ton - Bild) Verlag 1986. Das Buch wurde mir dankenswerterweise von Dr. Erwin Knauß zur Verfügung gestellt.

Der Levit

Am 26. Juli 1882 ereignete sich ein Schauspiel, das für die Kulturwelt von großer Bedeutung war, und für die kleine Welt der Gießener jüdischen Gemeinde ein pikantes Nachspiel hatte: die Uraufführung des "Parsifal" in Bayreuth.

Bekanntlich war Richard Wagner ein unverbesserlicher Antisemit. Das hinderte viele Musiker, die Kunst von Persönlichem unterschieden, nicht, sich der Kunstauffassung des Komponisten anzuschließen. So auch Hermann Levi, der erfolgreiche Dirigent, ein Gießener.

Erfolge und Anerkennung waren Wagner durchaus wichtiger als konsequentes Beharren auf gemachten Behauptungen. Er scheute sich nicht, Levi für die christlichste seiner Opern zu wählen. Jemand protestierte dagegen und warnte Wagner, Levi erfuhr es - und dankte ab. Da sandte Wagner ihm erst ein Telegramm und dann einen Brief, der die un-wagnerischen Worte enthielt: "Verlieren sie nichts von ihrem Glauben", und Levi kam zurück und führte die Oper und den Komponisten zu einem großen Erfolg.

Nach beendiger Oper schritt Wagner, wie es seine Gepflogenheit war, an der Spitze seiner noblen Gesellschaft durch sein Festspielhaus, einem Hohepriester gleich. So stieß er auf den Bewirker seines Erfolgs, auf den Leviten. Aber eine Überraschung erwartete ihn hier: zur Seite Hermann Levis stand sein Vater, der alte Rabbiner aus Gießen. O, wie unangenehm!

Wagner wußte sich durch gespielten Übermut aus der Klemme zu ziehen, begrüßte den alten Rabbiner aufs herzlichste und sagte: "Wie sind Sie mit Ihrem ungeratenen Sohne zufrieden?" "So ziemlich", antwortete Dr. Levi. "Ihr Hermann", sagte darauf Richard Wagner, "müßte als mein *alter ego* eigentlich den Namen Wagner führen!" Das sagte der Mann, der in seiner Streitschrift "Das Judentum in der Musik" den Juden jedes Verständnis für die Musik abgesprochen hatte.

Jahrelang versuchte der Komponist, den Dirigenten zur Änderung seines jüdischen Namens und auch seiner Religion zu bewegen; Hermann Levi, der Gießener Rabbiners-Sohn, blieb fest, zum Unterschied von vielen anderen. Die neuerdings gegen ihn vorgebrachten Anschuldigungen sind unangebracht.

Erzählt, und hier teilweise zitiert, von Josef Marx, dem Kantor der Synagoge in der Südanlage, im Mitteilungsblatt des Landesverbandes der israelitischen Religionsgemeinden Hessens, Mainz, 5. Jg. Nr. 6, Juni 1930. Auch: Josef Stern, Hermann Levi und seine jüdische Welt, in Zeitschrift der Geschichte der Juden, VII. Jg. 1970 Nr. 1, Tel-Aviv, Olamenu Verlag.

Ruhe, bitte

Der jüdische Mensch ist bekanntlich sehr vielen Geboten und Verboten verpflichtet, von früh bis spät, von der Geburt bis zum Tod. Letzteres erlangte in Gießen Aktualität, als der neue Friedhof um die Jahrhundertwende am Rodtberg angelegt wurde. Die Stadtverwaltung war der an und für sich löblichen Meinung, ihre verstorbenen Bürger friedlich beieinander liegen zu lassen, und an dieser letzten Ruhestätte die im Leben trennenden Grenzen der Konfessionszugehörigkeit aufzuheben. Selbstredend hatten da die Rabbiner Dr. Sander und Dr. Hirschfeld ein Wörtchen mitzureden - Kritik aber kam aus anderer Richtung:

Gießener Religionskrieg

Im scheene Gieße an der Laa
 Da hat — Gott soll's er lohne —
 Die Schbadt en Kerschhof uffgedhaa
 For alle Konfessionen.
 En Kerschhof, da hält jeder Rast,
 Woher er däch dhut schdamme,
 Was sich im Leue bees gehast,
 Leiht da im Dod beisamme.
 Das wär soweid ganz wohlsgehdhaa,
 Do klödslich fängt zu schreie
 Der brotestant'sche Pfarrer aa:
 „Ich muß de Kerschhof weihē.
 Ich muß en weihē, gebt's nor zu,
 Dann werd en Gott beschütze,
 Doch wenn ich en net weihē dhū,
 Da kann mer'n net benke.“
 Der Verjermeister dhut erklären,
 Des kénnt er nor erlaume,
 Wann damit einverschdanne wár'n
 Die wo was Annersch glauwe.
 Un frägt die Kaddoliske aa,
 Un däch de Kabbli frägt er;
 Die Kaddoliske sage: Naa!
 Des is e Plan, e schlechter. —
 Der Protestant hört de Beschluß
 Un kriecht en klädne Schrecke.
 Un ságg't bei sich voll Zorn: Ich muß
 Es bene Frieder schbede.
 Un dhut Euch bei der erschte Leich,
 En scheene Obiisch *) versiehre;
 Schbadt, daß er redd't vom Himmelreich,
 Da dhut er rásonniere.
 Er war Euch mit seim ganze Schdad
 Zu dere Leich erschiene.
 E Schimferei am off'ne Grab,
 Des hädß't em Herrgott diene.
 Der Kabbli schweigt alláns un denkt:
 „Weschugge. So e Zores.
 Ich wiß mich net enel. Gehent!
 Wer dod is, is kapores!
 Ob mer des Grab kaddolisch weih't
 Un ob mer's Evangelisch,
 Des mecht de Dode wenig Freid
 Un mecht se däch net selig.“ —
 — So denk ich däch. Pfui Teiwel! zu
 Is des däch e Venehme?!
 So ebbes nennt mer Grabesruh —
 Des Gieße sollt sich scháme!

*) sprach.

Denk mal drei Silben, dreh dich dreimal um!

Unter der Ägide der Gießener Ludwigs-Universität ist ein Bismarckturm errichtet worden. Kommerzienrat Heichelheim wurde, wie auch andere Juden, als einer der Geldspender dazu genannt. Das versetzte den studierenden Antisemiten einen förmlichen Wutanfall, und, sich auf eine beiläufige Bemerkung des Sprechers der Studentenschaft beziehend, schrieb wutschnaubend die "Deutsche Volkswacht": "Besteht denn die ganze Poesie des Studentenlebens nur in einigen hundert Mark Judengeld? Sollte das wirklich die Anschauung der gesamten Gießener Studentenschaft sein? Dann können uns diese Herren herzlich leid tun. Wenn die Herren Studenten diesmal auf die finanzielle Unterstützung nicht studentischer Kreise angewiesen waren, dann hätten sich in Gießen gewiß noch national gesinnte deutsche Männer gefunden, die zu diesem Zwecke gern ihr Scherflein beigetragen hätten. Man brauchte dann nicht zu den Juden betteln zu gehen ... Wir glauben, der selige Bismarck würde sich dreimal im Grabe herumdrehen, wenn er hörte, daß die Gießener Bismarcksäule nur mit Hilfe jüdischen Geldes erbaut werden konnte."

In der nächsten Nummer sah sich jedoch das Antisemitenblatt zur Aufnahme einer Erklärung des **R e k t o r s** der Gießener Universität vom 12. August 1905 genötigt:

In Nr. 60 der "Deutschen Volkswacht" vom 5. August d.J. findet sich eine falsche Darstellung der Art, wie sich Herr Kommerzienrat Heichelheim an der Bismarcksäule beteiligt hat, die mit Rücksicht auf den gleichzeitig vorgenommenen **g r o b e n A u s f a l l** gegen seine Beteiligung eine Zurückweisung und Aufklärung des Sachverhalts von mir verlangt.

1. Die Gießener Studentenschaft ist nicht "zu den Juden um eine finanzielle Unterstützung betteln gegangen," sondern Herr Kommerzienrat Heichelheim hat mir aus freiem Antrieb einen freiwilligen Beitrag zu dem Bismarckturm übergeben.
2. Die Herren Studenten waren diesmal nicht auf die finanzielle Unterstützung nichtstudentischer Kreise angewiesen; der Bismarckturm wäre auch ohne den freiwilligen Beitrag des Herrn Heichelheim aus eigenen Beiträgen der Studentenschaft und von Dozenten der Landesuniversität errichtet worden.
3. Der selige Bismarck würde sich dreimal im Grabe herumdrehen, wenn er den groben Ausfall im Ihrem Blatt hören könnte, denn die Bedeutung des Bismarckturmes als nationales Denkmal der Gießener Studentenschaft wird durch den generösen freiwilligen Beitrag des Herrn Kommerzienrates Heichelheim in keiner Weise herabgewürdigt ...

gez. **V o s s i u s**

Hätte der zeternde Antisemit mit seinen Artgenossen und seinem Hetzblatt sich besser in der Stadt umgesehen, wären ihm eine ganze Menge Gebäude und Einrichtungen aufgefallen, die alle mit freiwilligen Spendengeldern, auch von vielen jüdischen Bürgern, errichtet wurden. Er dürfte mit all seinem Anhang z.B. nie das Stadttheater betreten, denn in seinen Mauern steckt sehr viel jüdisches Geld. Nicht nur das - dem 1903 gegründeten Komitee zum Theaterbau stand ein ihm wohl Bekannter vor: Herr Kommerzienrat Heichelheim!

Am Theater prangt die Aufschrift "EIN DENKMAL BÜRGERLICHEN GEMEINSINNS", und dem Reichskanzler, der die Gleichberechtigung der Juden forderte, ist eine BISMARCKSÄULE gewidmet. Jene Antisemiten verdienen von all dem nicht mehr als drei Silben - GEMEIN und SÄU.

Mitteilungen aus dem Verein zur Abwehr des Antisemitismus, 15. Jg. Nr. 34, 23.08.1905, p. 271.

Übermut und Unterhemd

Für Studenten ist es ein leichtes, mit dem Gesetz in Konflikt zu kommen, besonders wenn nach den beschwerlichen Fronttagen des ersten Weltkrieges Übermut sich geltend macht, und dazu noch geschürt wird. Das mußte der stud. med. Rudi Rosner erfahren.

Als es wenig zu beißen und zu schlucken gab, bekam er ab und zu Kuchenpakete zugeschickt; mit denen kamen gleichzeitig auch immer seine Kommilitonen in die Bude in der Bleichstraße, und die wußten, warum. Da wurde viel "geflachst" und gelacht. Einmal aber, es war im Winter 1919 oder 1920, wollte er sich doch schlafen legen, und da hatten die schon wieder was zu beanstanden: "So macht man das nicht - mit einem Hechtsprung geht's ins Bett! Und überhaupt - in so einem Unterhemd?!" Das war dem Studiosus aber doch zuviel, er wollte Eigenständigkeit beweisen, und rannte zu aller Gaudium im Unterhemd in die Südanlage. Und rannte in einen Schupo. Der hatte nichts anderes zu tun als ihn "aufzuschreiben" wegen Erregung öffentlichen Ärgernisses. Es ist uns nicht überliefert worden, welche Strafe ihm auferlegt wurde.

Später, in Israel, kam Dr. Rafael Rosner noch sehr intensiv mit dem Gesetz und seiner Anwendung in Berührung - er wurde Gefängnisarzt.

Mitgeteilt von Frau Herta Rosenbaum am 14.08.1988.

Welche Schande ...

"Risches" war allen deutschen Juden ein vertrauter Begriff, mit dem sie leben mußten, er bezeichnete umgangssprachlich den allgegenwärtigen Antisemitismus.

Dr. Ernst Imanuel Simon ist ein in Israel bekannter und kompetenter Sportarzt. Im Zuge der Dokumentation der jüdischen Bevölkerung Gießens mit Dr. Erwin Knauß stieß ich auf ihn, und er erzählte mir vieles.

Als Kriegsteilnehmer konnte er 1919 ein Zwischensemester an der medizinischen Fakultät in Gießen belegen, Ersatz für verlorengegangene Studienzeit. Durch und durch Sportler, erlangte er als Erster das neu eingeführte Sportabzeichen; der Dekan versammelte alle Medizinstudenten, betonte die Wichtigkeit der Leibesübungen und verlieh ihm feierlich das Abzeichen. Bei einem Hallensportfest am 18. Januar 1920 wurde er Sieger im Hochsprung.

Mit anderen jüdischen Studenten war er Mitglied im K.J.V., Kartell jüdischer Verbindungen, das in Gießen gerade im Entstehen, offiziell noch nicht registriert war, und vorerst als "Stammtisch" bezeichnet wurde. So auch ließ man es zu einem von der Universität angekündigten Geländelauf zu, und so wurde es akzeptiert.

An einem Sonntagmorgen im Dezember wurde dieser Geländelauf ausgetragen, von Gießen nach Wieseck und wieder zurück. Die drei Ersten, die am Ziel ankamen, waren Simon, Grünbaum und Rothschild. Das Ziel war am oberen Ende des Seltersweg, wo sonntagvormittags die Bürger zu promenieren pflegten. Dr. Simon, der sein gut geführtes Tagebuch noch besitzt, erinnert sich, daß er von den Gießener Juden daraufhin mehrere Würste, eine Gänsekeule, Obst und Blumen bekam, und am Abend wurde im K.J.V. gefeiert. Und dann setzte der Risches ein - die Universität wollte dem K.J.V. den ersten Preis nicht geben, denn man hätte im entsprechenden Register keine Eintragung gefunden! Darauf erklärte Simon, unter solchen unsportlichen Umständen verzichten sie auf den Preis, werden aber Konsequenzen ziehen. Tags darauf erschien ein hoher Beamter der Universität in seinem Studentenzimmer und sagte, man hätte die Angelegenheit vor den Senat gebracht und ihnen den Preis doch zugesprochen. Da entgegnete Simon, er müsse es erst mit seinen Bundesbrüdern besprechen. Als dann teilte er dem Beamten mit, daß sie den Preis annehmen werden, aber unter der Bedingung: Ankündigung am "Schwarzen Brett" und offizielle Überreichung. Und so geschah's.

Ein Assistenzarzt, ebenfalls Mitglied des K.J.V., erzählte, daß am Tage nach dem Geländelauf der Chef seiner Klinik wehklagte: "Welche Schande, wir sind gestern von den Juden besiegt worden!"

Grün gerettet

Frau Herta Rosenbaum ist so alt wie unser Jahrhundert - genauer gesagt: acht Tage jünger. Als sie, eine junge Studentin, 19 wurde, bereitete ihr ihr Freundeskreis eine Überraschung - ein Ständchen vor ihrem Haus in der Wilhelmstraße. Sehr begeistert müssen die jungen Leute da gesungen haben, denn es gesellte sich ihnen einer hinzu, von dem man keinen herkömmlichen Takt erwarten konnte - ein Schutzmann. Der bezichtigte die Sängerschar der öffentlichen Ruhestörung und zückte seinen amtlichen Schreibblock. Da aber gewahrte er unter den jungen Leuten ein bekanntes Gesicht. "Sie sind doch das Mädchen, das immer mit der grünen Mütze herumgelaufen ist!" Tatsächlich war Lilly Weil aus der Neustadt, Hertas gute Freundin, als Schülerin des humanistischen Gymnasiums eine Ausnahmeerscheinung in der Stadt, denn die grüne Mütze wurde sonst nur von Jungens getragen. "Na, also studiert mal schön weiter", sagte der Ordnungshüter und ging seines Weges - vielleicht sogar im richtigen Takt.

Erzählt von Herta Rosenbaum, geb. Weissenberg, verw. Schramm, im Elternheim Bet Baruch zu Haifa, 14.08.1988.

Bellevue

Wie ein jüdischer Bürger fest in der Gießener Bevölkerung integriert war, zeigt ein Liedchen, das man in der Stadt gesungen hat.

Das monumentale Fachwerkhaus am Marktplatz 11 hieß "das Kaminka'sche Haus", denn der ehrwürdige Uhrmacher und Juwelier David Kaminka wohnte in ihm und hatte dort sein stadtbekanntes Geschäft. Daß er von den Nazis ausgewiesen wurde, aus Deutschland flüchten mußte und in hohem Alter von fast hundert Jahren in den Vereinigten Staaten von Amerika gestorben ist, als sein Haus am Gießener Marktplatz schon lange nicht mehr da war, tat dem Liedchen keinen Abbruch - erst neulich hörte ich es wieder in der Stadt.

Vor dem Haus stand das Denkmal mit dem dreigeteilten Brunnen, auf dessen hohem Sockel eine hünenhafte Gestalt stand, mit Schwert und hochoberer Siegestrophäe, aber ansonsten nur dürrig bekleidet, den Krieg von 1870/71 verherrlichend. Dem Marktplatz zugewandt, besaß die allegorische Figur unvermeidlich auch eine recht naturgetreue Rückseite, und die war es, die das Liedchen entstehen ließ:

Der Opa Kaminka, den möcht ich net sein,
Der guckt ja dem Denkmal in den Popo hinein!

(Ältere Schlammbeißer können's bezeugen.)

Deutsch-Unterricht

Viele Juden aus Osteuropa waren nach Deutschland geflüchtet. Sie hatten es bestimmt nicht leicht, sich an eine fremde Umwelt zu gewöhnen, und auch der jüdische Typ im Reich war in vielen Hinsichten anders, als was sie gewohnt waren. Aber sie waren zuversichtlich, erlernten Berufe oder studierten, gründeten Familien, erwarben die deutsche Staatsangehörigkeit und zogen als brave deutsche Soldaten in den Ersten Weltkrieg. Daß sie trotz ihrer redlichen Bemühungen von manchen Bevölkerungsschichten oft herablassend als "Ostjuden" bezeichnet wurden, bestärkte nur ihr Anpassungsbestreben, und man muß nicht unbedingt ein Psychologe sein, um zu erkennen, daß hierbei oft übertrieben wurde.

Ein solcher junger Mann gelangte aus der Ukraine nach Oberhessen, erlernte ein gutes Handwerk und eröffnete noch vor der Jahrhundertwende ein Geschäft in Giessen. Es florierte, wurde vergrößert und ins Stadtzentrum verlegt, der Inhaber - es war Herr David Kaminka - war in der inzwischen gegründeten Familie, in der Synagoge und in der Gesellschaft eine anerkannte Persönlichkeit, und selbst in den Vorstand seiner Innung wurde er gewählt.

Kurz nach seiner Entlassung aus dem Heeresdienst stand er eines Morgens wieder in seinem Geschäft, als zwei junge Männer hereinkamen, um für Mitgliedschaft in der just organisierten Ortsgruppe der zionistischen Bewegung zu werben. Da wollte der Herr des Hauses aber nicht mitmachen, und es entfachte sich, wie das bei Juden so üblich ist, eine heftige Diskussion. In der Hitze des Gefechts entfuhr es dem Geschäftsmann: "Aber das ist doch eine ostjüdische Angelegenheit!" Und einer der jungen Herren erwiderte: "Wissen Sie, Arminius der Cherusker hatte einen Gefreiten, der hieß auch Kaminka!"

Mitgeteilt von Dr. Josef (Seppel) Spier sel., der dabei war. Der andere Herr war höchstwahrscheinlich der nachmalige Schriftsteller Gerson Stern ("Weg ohne Ende").

Vorstellung

Wenn man heute in der Bundesrepublik Jüdisches darbietet, in Radio- oder Fernsehsendungen und auf Bühnen, dann ist das überwiegend Ostjüdisches. Das Wesen des bodenständigen deutschen Judentums ist vergessen. Im allgemeinen wissen die Bundesbürger nicht, daß zwischen den deutschen Juden und denen aus Polen und Rußland eine Unterschiedlichkeit bestand, die sich in der Mentalität und in der Lebensweise offenbarte. Zeitweise führte die Differenzierung zu Spannungen. Den deutschen Juden waren Sprache, Habit und Umgangsformen ihrer östlichen Religionsbrüder zuwider, diese mit ihrem umfangreichen biblischen und talmudischen Wissen fühlten sich den "Jeckes" turmhoch überlegen und hielten den stark assimilierten Großstadtjuden für den Prototyp des deutschen Judentums. Es waren die Männer und Frauen der aufkommenden zionistischen Bewegung, die den Weg zu den "Ostjuden"

suchten und fanden; die Allgemeinheit der jüdischen Deutschen aber wollte keinen "Bollack" im Bekanntenkreis, geschweige denn in der Familie.

Die folgende, sehr kurze Begebenheit ist weltweit bekannt geworden. Wo und wann immer ich sagte, daß ich aus Gießen stamme, erzählte man sie mir wieder - bei Bodenbearbeitungen in Orangenplantagen von Rischo Le-Zion, auf der Jerusalemer Universität oder in den Washington Heights in New York City. Sammy Gronemann soll sie in einem seiner Bücher erwähnt haben.

Nach Gießen gelangte die Kunde, daß ein berühmter "Rebbe" aus dem Osten im nahen Bad Nauheim zur Kur weilte. Dr. Hirschfeld, der Rabbiner der orthodoxen Gemeinde in der Steinstraße, wollte sich eine Begegnung mit ihm nicht entgehen lassen, vertrat er doch mit zelotenhaftem Eifer das streng gesetzestreue Judentum, stand einer "Austrittsgemeinde" vor, und glaubte mit Recht, sich mit jedem Talmudgelehrten messen zu dürfen.

Im allen bekannten dunklen Anzug und schwarzen Zylinder nahm er den Zug nach Bad Nauheim. Die Begegnung soll vor dem Aufzug des Hotels stattgefunden haben und, wie gesagt, sehr kurz gewesen sein.

Der Gießener, seine Hand ausstreckend: "Großherzoglich Oberhessischer Provinzial- und Oberrabbiner Dr. Hirschfeld."

Der Rebbe: "Mejglech" (Möglich).

Exegese

Irgendwo in Gießen veranstaltete man einen öffentlichen Wohltätigkeitsabend. Unter den bedienenden Damen waren selbstredend auch Jüdinnen. An einem der Tische saßen angeheiterte Studenten; einer von ihnen rief: "Komm doch mal zu uns, schöne Sara, und schenk uns ein!"

Die Dame trat zu ihnen, und während sie eingoß, sagte sie ganz ruhig:

"Sie irren, meine Herren. Es war Rebekka, die die Kamele tränkte."

Die Dame war angeblich Lola Klein, die Tochter des Kantors der Synagoge in der Steinstraße, Bernhard Klein s.A.

Beschnittene Wurzeln

Recht tragikomisch mutet heute ein retrospektiver Blick auf einen ganz spezifischen Teilaspekt des Antisemitismus an, der unter dem Lehrpersonal und der Studentenschaft der Ludwigs-Universität lange schon vor der sogenannten "Machtübernahme" heftig wütete.

Begegnet uns da der Ordinarius Julius Geppert, über den der Bibliotheksrat und Historiker Andreas Anderhub später schrieb: "In der Medizinischen Fakultät hatte Julius Geppert

uneingeschränkt Zustimmung erfahren, als er 1907 gegenüber den russischen Studenten in Gießen seiner Ausländer- und Judenfeindlichkeit und auch, kaum verdeckt, seiner Revolutionsfurcht Ausdruck gegeben hatte." (1) Wie mußte der emeritierte Pharmakologie-Professor Dr. Julius Geppert wohl gedacht, protestiert, geflucht, und sicher auch gezittert haben, als ihm am 20. Juli 1933 die Lehrbefugnis entzogen wurde, weil er laut Paragraph 3 des "Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums" - ein Vierteljahr zuvor erst veröffentlicht - als "Halbjude" erkannt wurde!

Einige Gedanken sollte sich ebenfalls der Außerordentliche Professor für Chemie Hans Freiherr von Liebig gemacht haben. Würde er über seinen weltberühmten Vorfahr hinaus in seine eigene Vergangenheit gescheut haben, so hätte sich ihm die Ur- Ur- Ur-Großmutter des 1803 in Darmstadt geborenen Johann Justus Liebig vorgestellt, die rein jüdisch war. Sie hieß Bilha und war eine Enkelin des jüdischen Pferdehändlers Lew oder Löw in Darmstadt. Zu Pfingsten 1650 wurde diese Jüdin getauft, und hieß fortan Sophia Dorothea Darmstädter. Demnach war der seit 1843 dem deutschen Adelsstand zugehörige Justus von Liebig, der rassentheoretischen Nomenklatur zufolge, zu 1/32 Angehöriger der jüdischen Rasse. (2)

Nichtsdestotrotz unterstützt der a.o. Prof. Hans Freiherr von nicht nur völkische und nationalistische Zielsetzungen, er war auch ein Verfechter des Antisemitismus und Mitglied der Hauptleitung des "Alldutschen Verbandes", der im politischen Spektrum äußerst rechts stand, für Macht- und Kolonialpolitik, Annexionismus eingetragen war, und "rassenmäßige Zusammensetzung" des deutschen Volkes forderte. (3)

Wer Bernt Engelmanns Bilanz "Deutschland ohne Juden" (4) zur Hand nimmt, wird schnell herausfinden, daß Liebig sich in recht guter Gesellschaft befand!

(1) 375 Jahre Universität Gießen 1607-1982, Geschichte und Gegenwart. (Katalog der Ausstellung vom 11. Mai bis 25. Juli 1982), pp. 188, 192. Der Katalog wurde mir freundlicherweise von Herrn Museumsdirektor Dr. Firdhelm Häring überlassen.

(2) Unbekannte Jüdische Vorfahren christlicher Gelehrter. In Jüdische Familien-Forschung, Mitteilungen der Gesellschaft für jüdische Familien-Forschung, Jg. VII, September 1931, Heft 27, pp. 400-401. Mit Dank an Herrn Gad Landau, Haifa.

(3) 375 Jahre Universität Gießen 1607-1982, Geschichte und Gegenwart, a.a.O., pp. 188, 189.

(4) Engelmann, Bernt, Deutschland ohne Juden. Eine Bilanz. München, Franz Schneekluth, 1970.

Trude Hess Sel.

Fräulein Trude Hess aus der Alicenstraße war eine begabte und beliebte Schauspielerin am Gießener Stadttheater. 1930 spielte sie die Hauptrolle in William Somerset Maughams Bühnenstück "Die heilige Flamme". Mit diesem Drama war die Theatergruppe auch zu einem Gastspiel in Alsfeld eingeladen, und dort mußte Trude Hess eine schmerzhaft Erfahrung machen. Von ihrem ersten Auftritt an und bis zum Schluß des Aktes kam aus einer Ecke des

Zuschauerraumes störender Lärm und Gepfiff. Es waren Nationalsozialisten. Einer von ihnen, der aus dem Saal gewiesen wurde, war ein Student aus Gießen. Ganz unverhohlen gestanden die Lümmel, daß ihr Geschrei der Jüdin gelte.

Die Reaktion des Publikums kam zu Beginn des nächsten Aktes. Kaum war Fräulein Hess auf den Brettern, brach spontan ein stürmischer Applaus los. Nicht nur das - der Alsfelder Bürgermeister entschuldigte sich für das flegelhafte Benehmen der Nazis, und nach dem letzten Vorhang gab es, unter riesigem Beifall, Blumenspenden.

Der Theaterskandal kam bei der Stadtverordnetenversammlung zur Sprache. Da versuchte ein Nazi mit gemeinen und vulgären Ausdrücken das Stück anzugreifen und herabzuwürdigen, um das Gebaren seiner Kumpane zu rechtfertigen. Es half ihm nichts, zu eindeutig waren die niederträchtigen Absichten der Antisemiten, eine Jüdin öffentlich zu verlästern.

Die Gießener Schauspielerin Trude Hess hat sich 1933 das Leben genommen.

Mitteilungsblatt des Landesverbandes der israelitischen Religionsgemeinden Hessens, Mainz, 5. Jg. Nr. 4, April 1930, p. 7.

Erwin KNAUSS, Die jüdische Bevölkerung Gießens 1933-1945, 3. (4) erw. Aufl., p. 224 (p. 231) unter Nr. 372b; Wiesbaden, Kommission für die Geschichte der Juden in Hessen, 1982 (1987).

Ein Nasenstüber

Ein Gießener Musikhändler liebte besonders Liszt, Mendelssohn und Wagner und ließ deren Porträts an seiner Hausfassade in Reliefs anbringen. Über den Standort des Hauses bestehen geteilte Meinungen - einige behaupten, es stand zwischen dem Café Hettler und der Bleichstraße, jemand anders sagt, es läge gegenüber, als letztes Gebäude des Selterswegs. Wie dem auch sei, als die Nazis an die Macht kamen und ihre Herrschsucht den Bewohnern zu spüren gaben, verdroß sie das musikalische Triumvirat, und sie beauftragten einen Handwerker, den Juden aus den Abbildungen wegzumeißeln. Arg erstaunt aber waren sie, als sie die Wand weniger Wagner wiederfanden! Zur Rede gestellt, gestand der Mann treuherzig: "Ei, ich hab doch den mit der größten Nas' weggemacht!"

Ein Beleg für diese Episode befindet sich im städtischen Archiv.

Her zu uns!

So lautet der Ruf der Kreisleitung des jüdischen Pfadfinderbundes für Hessen. "Jüdische Jugend bricht auf", heißt es da, "um dem deutschen Judentum einen neuen Grundstock zu geben. Täglich lesen wir von Zusammenbrüchen jüdischer Geschäfte, täglich lesen wir von Austritten aus jüdischen Gemeinden, täglich mehrt sich die Zahl der jüdischen Erwerbslosen ..."

Weiter wird in diesem Aufruf der unerträgliche Zustand des zerstrittenen deutschen Judentums beschrieben, und die Forderung an die Jugend, eine gesamtjüdische Haltung anzustreben, gestellt. Losgelöst von innenpolitischer Zerklüftung der Parteien soll die Jugend im "Jüdischen Pfadfinderbund Deutschlands", einem Erziehungsbund, zur freien Entscheidung angehalten werden. Hier können die ethischen Forderungen des Judentums - Ehrlichkeit, Lauterkeit des Charakters, Brüderlichkeit den Mitmenschen gegenüber, Hilfsbereitschaft - erfüllt werden.

Die pathetische Aufforderung zur Schaffung einer zeitgebotenen Einheitsfront der jüdischen Jugend schließt pragmatisch:

"Gerade an die jüdische Jugend in Klein- und Landgemeinden richten wir den Ruf, organisiert euch, bildet Ortsgruppen. Pflegt den Geist jüdischer Gemeinschaft. Setzt euch umgehend mit Sekretariat der Kreisleitung des jüdischen Pfadfinderbunds für Hessen, Gießen, Moltkestraße 2, in Verbindung, unserer Unterstützung seid ihr gewiß."

Diese Adresse kennen wir, und so wissen wir auch, wer den Aufruf verfaßt hat. Es ist die rührige Frau Else Brumlik, seit langem schon Betreuerin der jüdischen Jugend. Neun Monate vor der Machtübergabe an die Nazis hat sie es geschrieben, ein Jahr vor den ersten pogromartigen Angriffen auf Juden in ganz Deutschland. Und der Gießener JPD wuchs, veranstaltete regelmäßige Heimabende, ging auf Fahrten, lud zu Elternabenden ein und erzog zu hehren Tugenden. Wir Buben und Mädchen hatten unsere Kluft, unsere Wimpel und unseren Führer - den von allen geliebten Sohn der Frau Brumlik, Horst.

Wenig später geschah in Gießen, was in dem historischen Roman "Stark wie ein Spiegel", allerdings mit *Licentia poetica*, erzählt ist. Die Hitler-Jugend überfiel den jüdischen Jugendbund, und im Gemeindehaus in der Lonystraße fand jene große, dramatische Versammlung statt, in der der Zusammenschluß der Bünde diskutiert wurde - diesmal freilich zionistisch betont und von denen, die den Nazi-Terror für eine bald vorübergehende Episode hielten, vehement angegriffen.

Noch im unglücklichen Schicksalsjahr 1933 ist die Familie Brumlik aus der Stadt geflüchtet und hat später im Kibbutz Matzuba eine neue Heimat gefunden - außer Horst. Der wurde von einer jugoslawischen Zwischenstation nach Deutschland zurückgefordert, um die Organisation der jüdischen Jugend, jetzt im "Maccabi" vereinigt, in die Hand zu nehmen, und die Leute zur Auswanderung vorzubereiten. Bald darauf mußte er wegen seines Lungenleidens in die Schweiz gehen. Nach dem Krieg wieder in Gießen, hat er, zusammen mit Fritz Kaminka aus Israel, zum Andenken an die untergegangene jüdische Gemeinde die Errichtung der Gießener Gedächtnis-Synagoge in der Haifa-Bai bei der Stadtverwaltung angebahnt.

Dem Ruf seiner Familie "Her zu uns!", diesmal aus Israel kommend, konnte der leidende Horst Brumlik nicht folgen, doch hat er auf seine Weise dorthin seinen Pfad gefunden.

Mitteilungsblatt des Landesverbandes Religionsgemeinden Hessens, Main, 5. Jg. Nr. 1, Januar 1930, p. 4; 7. Jg. Nr. 4, April 1932, p. 4.

Josef Stern, Die Gießener Juden in Israel. Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins, Giessen, N.F. Bd. 65, 1980, p. 16 (Bild), pp. 24-25, 29-33.

Josef Stern, Stark wie ein Spiegel, Gießen, W. Schmitz Verlag, 1989, pp. 51-76.

Tapfere Traude

So mancher Nazi in der Stadt trieb es gleich von Anfang an recht schlimm und schikanierte Juden bei jeder sich bietenden Gelegenheit. Die Rowdies schreckten auch nicht davor zurück, Kinder zu belästigen, und wenn ein solcher Nazi auch Lehrer war, gab es für ihn nichts Leichteres, als seine jüdischen Schüler vor der ganzen Klasse zu beschämen. Dafür gibt es leider viele Beispiele.

Ein kleines Gießener Mädchen hat das auch über sich ergehen lassen müssen. Sie hieß Gertraud Siesel, man nannte sie Traude. Das mißfiel dem Lehrer, denn eine Nichtarierin, so erklärte er seiner Klasse, dürfe einen derart urdeutschen Namen nicht tragen. Er hängte dem Kind einen anderen Namen an und befahl ihm, diesen vor der Klasse zu wiederholen. Das jüdische Kind aber weigerte sich, das zu tun, und sagte immer wieder: "Ich heiße Traude Siesel". Der Nazi wurde zornig, das Kind ließ sich nicht unterkriegen. Da schrie er: "Zum allerletzten Mal - wie heißt du?"

Die kleine Jüdin bewies Mut und erwiderte recht betont:

"Trau - de Si - esel".

Diese Begebenheit wurde in den frühen 30er Jahren in der Stadt unter den jüdischen Bürgern herumgesprochen.

Tante Jettchens Warnung

In der Synagoge dürfen sich die Frauen nur in dem für sie bestimmten, abgesonderten Raum befinden. Wenn eine Frau diese althergebrachte Regel bricht, dann muß schon etwas Furchtbares geschehen sein - und das passierte auch einer alten Gießenerin, die an einem Wochentag die hintere Tür der Synagoge in der Steinstraße aufstieß und sehr aufgeregt zu den Männern stürzte, die das Abendgebet verrichteten.

Es war unsere liebe Tante Jettchen, gottesfürchtig und die Gesetze bis auf die kleinste Kleinigkeit genauestens einhaltend, doch war es ihr nie vergönnt gewesen, eine ordentliche Schulausbildung zu absolvieren; klein und buckelig war sie auch, und bis in ihre alten Tage ist sie unverheiratet geblieben. Einmal lebte sie mit ihrem Bruder, unserem Großvater, ein anderes

Mal mit einem Vetter, und zuletzt wohnte sie mit uns in dem Ghetto in der Walltorstraße. Allen half sie, wo immer sie konnte.

Am Oswaldsgarten ging sie vorbei, als ein Lastwagen voll schreiender SA-Leute heranfuhr, an welchem Transparente mit schrecklichen Aufschriften waren. Und da schrien die Nazis auch im Chor. Und da rannte die alte Frau zur Synagoge, um ihre Gemeinde zu warnen.

Den Herrn Bernhard Meier packte sie am Ärmel und zerrte ihn zur Tür. "Habt ihr's denn nett gehört?" 'Wir dulden keine Sabbat-Tage' schreien sie!"

Herr Meier sah sie ungläubig an, doch da hörten sie alle schon das Schreien der Nazis, deren Lastwagen nun von der anderen Richtung die Steinstraße hinabfuhr. Sie hörten es und sie lasen es: "Wir dulden keine Sabotage!"

Kaum einer lächelte über die Ungelehrsamkeit der störenden Frau. Keiner aber konnte ahnen, welcher Schrecken wirklich in der Warnung der Tante Jettchen steckte - auch diese schöne Synagoge wurde von Nazihorden niedergebrannt.

Eigenes Erlebnis.

Lachen im Leid

Das Folgende ist ausschließlich auf einen bestimmten Ort bezogen, es ist vielerorts gehört und weitererzählt worden. Mit dem Aufkommen einer politisch bedauerlichen Situation in unserer Stadt aber trägt es zur zeitweiligen Gestaltung eines Genre-Bildes innerhalb einer jüdischen Familie in Gießen bei. Es ist der politische Witz im "Dritten Reich".

In den süd- und westdeutschen Dörfern war der Viehhandel quasi ein jüdisches Monopol. Die Ursache liegt in dem langwährenden Verbot für Juden, Boden zu besitzen, und ihrem gleichzeitigen Ausschluß aus den Handwerksbetrieben durch die Zünfte. Blieb ihnen der Handel, und ein einmal angefangenes Unternehmen wurde stets von den Söhnen weitergeführt.

In Gießen wurde alle 14 Tage ein großer, zentraler Viehmarkt abgehalten, hinter der Bahnüberführung am Oswaldsgarten, gegenüber dem Bahnhof des "Bieberlieschens". Da kamen sie alle angereist, die jüdischen Viehhändler, manche sogar von weither, und handelten und unterhielten sich in der ihnen eigenen Sprache, dem "Jüdisch - Deutsch", das zur Fachsprache ihres Gewerbes geworden war, und auch von den christlichen Geschäftspartnern verstanden und gesprochen wurde.

Die im Terrorstaat Schlag auf Schlag verkündeten Gesetze und Verordnungen gegen die jüdische Bevölkerung verboten ihnen eines Tages auch die Teilnahme am Gießener Viehmarkt. Jemand jedoch war dieser erwerbsverhindernden Ausschließung mit einer anderen zuvorgekommen: die Hoteliers nahmen die Juden, die jahraus, jahrein bei ihnen zu übernachten pflegten, nicht mehr auf. Sofort erwies sich in dieser Zwischenzeit eine jüdische Solidarität,

indem Familien die Viehhändler, die sehr früh am Morgen zur Stelle sein mußten, bei sich zum Übernachten aufnahmen.

Das taten auch meine Eltern. Wir wohnten damals bereits, nachdem wir aus dem unter Denkmalschutz stehenden alten Fachwerkgebäude am Marktplatz ausgewiesen wurden, in dem ehemaligen jüdischen Altersheim in der Walltorstraße 48 (jetzt 36), das später eines der drei Ghettohäuser wurde, in die man alle noch in der Stadt verbliebenen Juden unter menschenunwürdigen Bedingungen einpferchte. Die Eltern sahen in jener Hilfeleistung auch eine zuzügliche, wenngleich dürftige Einnahmequelle, zumal mein Vater vom Handelsreisenden zum Hausierer bei den jüdischen Familien umschwingen mußte. Jedes Bett, jede Schlafgelegenheit wurde den Viehhändlern zur Verfügung gestellt, und die Eltern verbrachten die Nacht irgendwie in der Küche. Wir Kinder wurden ausquartiert und gingen zu Verwandten und Bekannten schlafen.

Um nicht von Mitschülern auf dem Gang zum jeweiligen Übernachtungsort gesehen zu werden, machte ich mich mit der für den nächsten Tag gepackten Schultasche so spät als nur möglich auf den Weg. Bis das geschah, blieb ich mit den Viehhändlern in unserer Wohnung zusammen. Sie tranken mit uns Kaffee, rauchten, spielten Karten und erzählten Witze. Eine höchst sonderbare Atmosphäre herrschte in der Stube: Die Türen fest verschlossen und verriegelt, Fenster und Fensterläden zu, Vorhänge ebenfalls, und man erzählte flüsternd, mit vorgehaltener Hand, und lachte. In den Tagen der stets zunehmenden Verfolgung und des sich zuspitzenden Terrors, als Osthofen und Dachau bereits wohlbekannte, gefürchtete Begriffe waren, florierte der politische Witz. Selbstbetrügerische Ausflucht? Überlebensstrategie?

"Habt ihr schon gehört - man hat Hitler prophezeit, daß er an einem jüdischen Feiertag sterben wird."

"Das kann doch net wahr sein, das wär doch ..."

"Doch - denn jeder Tag, an dem er sterben wird, wird ein jüdischer Feiertag sein!"

Am ausgebrannten Reichstagsgebäude in Berlin haben die Bauarbeiter eine große Aufschrift angebracht: "Daß wir hier arbeiten, verdanken wir dem Führer!"

Da führt mer e Kuh zum Schuk (Markt), un die Pore (Kuh) läßt von hinne was uf die Gass falle. Jemand anners siehts net un trabbt anei. Da hebt er die Hand un schreit: Heil Hitler! - Nu, die Rischesköpp (Antisemiten) nehme den fest un verhaache'nen. Der abber sacht: Ei ihr habts ja selwer iberall aageschriwwe: "Trittst du in ein Geschäft hinein, so soll dein Gruß Heil Hitler sein!"

"Wo fühlt sich der Führer am wohlsten?"

"Auf'm Klo. Da hat er nämlich die braune Masse hinter sich, und den einzigen Arbeitslosen vor sich."

Die Klasse hat einen Aufsatz zu schreiben "Über die Macht und die Größe des Dritten Reiches.

Der kleine Moritz bringt sofort sein Heft dem Lehrer. Der sieht zu seinem Erstaunen ein einziges Wort geschrieben, beherrscht sich aber, und läßt den Vater des Schülers zu sich kommen. Moritz wird hinzugerufen und bekommt von seinem Vater eine Ohrfeige. "Hab ich der net schon siwwemal gesacht, daß mer schreibt "nebbich" mit zwei b?!"

("Nebich" ist ein von Jiddisch-Sprechenden gebrauchter, auch sonst weitverbreiteter Ausdruck des mitleidigen Erbarmens. Sammy Gronemann schreibt, das Wort "spottet jeder Übersetzung".)

Ein Parteigenosse wird Vater und kann sich auf Abzahlung einen Kinderwagen, dessen Teile nach und nach geliefert werden, selbst zusammenbasteln. Als die Mutter vom Wagen nichts zu sehen bekommt, fragt sie ungeduldig nach dem Grund. Ihr Mann: "Was ich auch mach - immer kommt dabei e Maschinengewehr raus!"

Jemand klopfte an die Tür von Ernst Röhm. "Kann ich den Herrn Stabschef sprechen?" "Das ist jetzt leider nicht möglich, er ist sehr beschäftigt".

"Ja, was macht er denn um diese Zeit?"

"Er spielt mit einem Herren 'Dame'.

Der Lehrer fragt die Klasse: "Angenommen, ihr gewinnt auf einmal tausend Mark - was würdet ihr mit dem Geld machen?"

Sagt der Heinrich: "Ich würd es dem Führer geben."

Sagt der Karl: "Ich geb's dem Winterhilfswerk."

Sagt der kleine Moritz: "Ich verdel's unner die Arme."

"Aber das sieht dir doch gar nicht ähnlich", wendet der Lehrer ein, "wie kommst du denn auf diese Idee?"

"Ganz einfach", sagt Moritz, "fünfhunnert Mark unner de rechte Arm, fünfhunnert unner de linke Arm - un nix wie üwwer die Grenz!"

Ein Pfarrer stellte Göbbels wegen seiner Großmäuligkeit, seiner Hetzreden und Tiraden zur Rede. "Laß nie die Lüge deinem Mund entweihn", zitierte er ihm aus einem national-deutschen Gedicht.

"Ich sage doch immer nur die Wahrheit", antwortete Göbbels, "das Volk muß die Wahrheit hören!"

"Da lügst du ja schon wieder, du bist unverbesserlich, und für jede Lüge sollst du dich einmal im Grab umdrehen!"

Nach Jahren kam auch der Pfarrer oben an, und an der Himmelstür erkundigte er sich beim Petrus nach dem Göbbels.

"Der Göbbels?", sagt Petrus, "ach ja, der Göbbels - aber den kannst du nicht besuchen. Den haben wir da unten in der Hölle als Ventilator angestellt."

Glück auf!

Bei Gießen gab es einmal einen ansehnlichen Bergwerksbetrieb, von dem der Bergwerkswald und eine nach ihm benannte Straße zeugen. Doch noch etwas zeugt davon - ein Lied. Im "Zupfgeigenhansl", dem beliebten Liederbuch der Jugendbewegungen, finden wir die bekannten Zeilen: "Glück auf! Glück auf! Der Steiger kommt,", und darüber steht geschrieben: "Aus der Gegend von Gießen".

Die sechs Strophen des Liedes, die von der Arbeit und von dem Schätzelein des Bergmanns erzählen, werden heute wohl vergessen sein, weniger aber die Melodie. Die wurde nämlich einem ganz anderen Text zugeordnet, und alle sangen es begeistert, als Hitler 1935 die erste seiner Annexionsabsichten verwirklichte - das Saarlid.

Glück und Saar - das waren denn auch Faktoren, die zwei mutigen jüdischen Familien zur Seite standen, als Verordnungen gegen Juden bedrohlich und sogar lebensgefährlich wurden.

Am Rhein war eine Großkundgebung angesagt, um die Rückkehr des Saargebiets ins Reich propagandistisch zu untermauern. Aus allen Richtungen, und auch aus dem Saarland selbst, rollten Züge, und viele Tausende demonstrierten dort für die große Politik der Nazis.

In einem der Züge saß ein Gießener Jude. Der war dabei, bestieg aber nach verebbtem Sieg-Heil-Gebrüll einen anderen Zug und fuhr ins Saarland. Auf französischem Hoheitsgebiet angelangt, atmete er tief und erleichtert auf. Er hatte seine gesamte Barschaft, und auch die einer befreundeten Familie, mit sich geführt. Dank der Saarkundgebungen konnte er diese Vermögen aus dem naziverseuchten Deutschland herausretten. Die beiden Familien wanderten bald danach aus und konnten in einer neuen Heimat eine neue Existenz gründen.

Der Zuruf "Glück auf!" begleitet den Bergmann zu seinem Aufstieg vom Dunkel des Schachts ans Tageslicht. Er begleitete auch die beiden Gießener Familien von der Finsternis des Terrorstaates zur Helle der Freiheit. Und Aufstieg - Alija - ist ja das Wort für die Einwanderung ins Land Israel.

Vielorts oft gehört.

Letzte Blicke

Mit dem Ausbruch des Zweiten Weltkriegs war die Postverbindung zwischen den Gießener Juden und der Außenwelt abgeschnitten. Wir, die wir rechtzeitig von Deutschland hatten fliehen können, konnten und können uns kein richtiges Bild von dem Leben unserer in der Stadt zurückgebliebenen Angehörigen machen. Wir wissen nicht, ob sie, insbesondere nach der Masseneinpfahrung in die Ghettohäuser, überhaupt noch Erwerbsmöglichkeiten hatten, ob eine Gemeindekasse zur Unterstützung der Allerbedürftigsten vorhanden war, wieviel von den rationierten Lebensmitteln ihnen zustand. Wir fragen, ob sie entlohnte Arbeiten verrichten durften oder gar zu Zwangsarbeiten herangezogen wurden. Hatten die Kranken genügend ärztliche Hilfe, und bekamen sie Arzneien? Bestand Lehrmöglichkeit für die Kinder, hatten sie Schulbücher? Spätere Aussagen von Zeitzeugen, vor allem die lobenswerten Arbeiten des OStR Kurt Heyne und seiner Schüler, können das Bild nur annähernd verdeutlichen.

Berichte aus einer anderen (wenngleich ähnelnden) Sphäre, in denen eine jüdische Komponente enthalten ist, liefern einen kleinen Mosaikstein zu dem Bild, dessen Vollständigkeit wir wohl nie erfahren werden. Das sind die letzten uns zugänglichen Blicke aus der untergehenden jüdischen Gemeinde zu Gießen.

Der nationalsozialistische Terror wütete in Gießen besonders heftig, ein beträchtlicher Großteil der Bevölkerung belästigte die noch verbliebenen Juden unaufhörlich, und die Stimmung in der Stadt war bedrohlich antisemitisch. In einer solchen gefahrenträchtigen Atmosphäre wagte eine kleine Anzahl edelmütiger Bürger, den bedrängten und verängstigten Menschen zu helfen. Auch gab es einen Kreis christlicher Andersdenkender, der sich in einer Wohnung in der Südanlage als "Freitagskränzchen" zu treffen pflegte, die Lage besprach und Auslandssender abhörte - ein Kapitalverbrechen. Es war der Kaufmann-Will-Kreis.

Einer abgefeimten Spitzelin der Gestapo, der Schwedin Dagmar ("Babbs") Imgart, gelang es, scheinheilig in diesen Kreis einzudringen und danach diese guten Menschen ans Messer zu liefern. Der Kunstmaler Heinrich Will aus der Friedrichstraße Nr. 8 starb im Februar 1943 als Opfer der "Babbs" unter dem Beil der Gestapo. Nicht nur er; die "Giessener Freie Presse" berichtete am 27.09.1947: "10 Jahre Arbeitslager für Dagmar Imgart - Sühne für fünf Morde".

Die jüngste Teilnehmerin am "Freitagskränzchen" war die Medizinstudentin Renate Roese. Sie wurde im Denunziationsbericht der Imgart erwähnt und folgerichtig eines Morgens in aller

Frühe in ihrer Wohnung in der Bergstraße verhaftet und abgeführt. Über ihrem Haupt schwebte nun auch das Damoklesschwert der Hinrichtung.

Gießener Juden, die an jenem Morgen, gekennzeichnet mit dem gelben Stern, in Gießen Schnee räumen mußten, erlebten die Verhaftung Renates mit. Der Sohn einer jüdischen Familie, die mit den Roeses befreundet war, stahl sich daraufhin von seinem Schneeräumkommando in der Bergstraße fort, und rief Renates Schwester, Gisela Roese in München an. Gisela versorgte nämlich die Giessener via Renate mit den illegalen Flugschriften des kirchlichen Widerstandes, darunter Predigten und Hirtenbriefe des Grafen von Galen und des Kardinals Faulhaber, der Pastoren Niemöller und Bonhoeffer, die die Gläubigen über die Zustände im NS-Staat und die von den Nationalsozialisten verübten Verbrechen an den Juden und der Euthanasie informierten. Gisela konnte nun das sie belastende Material vernichten - sie war durch die gewagte Tat eines jüdischen Freundes vor dem sicheren Zugriff der Gestapo gerettet worden.

Die Schwestern Renate und Gisela Roese waren mit ihrer Freundin Hildegard Bünding unter den ganz wenigen, die den jüdischen Familien, die in den Ghettohäusern eingepfercht leben mußten, durch riskierte Besuche halfen. Die beiden Schwestern unternahmen noch weitere Hilfsaktionen für Giessener Juden und arbeiteten einen abenteuerlichen Fluchtplan aus, auf den hin sie mit Fahrrädern bis nach Theresienstadt gekommen sind. Dort gerieten sie dann selbst noch in russische Gefangenschaft.

Alle lebten in Todesbängen, die Verfolgten wie die Hilfsbereiten, im selben Boot auf stürmischen, orkangepeitschten Wellen im Meer des Hasses dahintreibend. Ihr einziger Kompaß war ihr Glaube, ihr Gewissen und ihre Hoffnung, doch in der Finsternis sahen sie nicht, wohin die Nadel zeigte.

In ihrer menschlichen Verstrickung jedoch setzten sie das Flammenzeichen für menschenwürdiges Zusammenleben.

KUSCHKE, Dr. Mutgart (Herausgeber), *Damals und Heute* Nr. 6; Schriftenreihe Ehemaliger der Ricarda-Huch-Schule zu Giessen, Bd. 1, 2. verm. Aufl., 6350 Bad Nauheim, Selbstverlag, Burgallee 41, 1991.

HEYNE, Kurt et al., *Judenverfolgung in Giessen und Umgebung 1933-1945*. Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins, NF Bd. 69, Giessen, 1984.

HEYNE, Kurt, *Widerstand in Giessen und Umgebung 1933-1945*. MOHG, NF Bd. 71, Giessen, 1986.

Dank den beiden Lokal-Historikern.

Zum Abschluß

Giessen, gegründet in der Mitte des 12. Jahrhunderts, als Stadt 1248 erstmals erwähnt, zum großen Teil zerstört am 6. Dezember 1944.

Ein erster Blick eines Gießener Juden sieht uns aus einem Frankfurter Register entgegen. Man schreibt das Jahr 1341.

Allerletzte, verschüchterte Blicke werfen Gießener Juden einem Turmfenster in der Westanlage zu, als sie auf ihrem allerletzten Weg von der Goetheschule zum Viehbahnhof getrieben wurden. Heimlich winkt ihnen von hinter dem Vorhang Gutti Wagner zu, die es uns erzählt. 16. September 1942, die Hohen Feiertage.

Sieben Jahrhunderte ...

Vorliegende Geschichten erzählen vom Gießener Milieu, von innerjüdischen Angelegenheiten, vom allgegenwärtigen Antisemitismus und von den schweren Jahren der nationalsozialistischen Terrorherrschaft.

Hin und wieder kommen ehemalige Bürger, kommen die Kinder, Enkel und Urenkel der erwähnten Personen in die Stadt, oft mit Ehepartnern und mit eigenen Kindern und Enkeln; sie finden ein anderes Gießen vor, es ist nicht mehr "ihr" Gießen, aus dem sie geflohen sind. Andere haben sich geschworen, nicht mehr zu kommen - vielleicht nur noch zu den Gräbern ihrer Familien. Sie alle haben ihre Wurzeln in der einst so schönen und geliebten Stadt an der Lahn, wo ihre Vorfahren gelebt und geliebt haben.

In der Marktstraße und am Kirchenplatz hatten sie Läden, in der Neustadt backten sie Brot und in der Bahnhofstraße nähten sie Kleider. In der Judengasse, am Marktplatz und in der Zozelsgasse versammelten sie sich zum Gebet, später in der Südanlage und in der Steinstraße. Sie waren Handelsleute und Bankiers, Ärzte und Hausierer, Lernende und Lehrende, Anwälte, Hausfrauen und Handwerker. Sie waren Philantropen und Künstler. Sie haben gelacht und sie haben gelitten. Alle trugen zum Wohle der Stadt bei.

Sie waren - Gießen.